DIE AUGEN DER ERINNERUNG oder LA »TROSTLOSIGKEIT« DE LA PHILOSOPHIE

VON ANDRÉ GLUCKSMANN

Jede europäische Generation muß sich auf eigene Kosten ihre Wachsamkeit zwischen Gedankenlosigkeit und Gedächtnisschwund immer neu erfinden

Das Fernsehen ist die Fortsetzung der Philosophie mit anderen, rabiateren Mitteln. Die Weisen unseres Jahrhunderts kommen nicht mehr zur Ruhe über die Bilderflut, die sich mit Gewalt ganzer Kontinente ebenso wie der nachwachsenden Generationen bemächtigt. Die Gelehrten sind fassungslos, wie ihnen die Kontrolle entgleitet. Die Unterscheidung von Mitteln und Zwecken führt zu nichts mehr. Keine chinesische Mauer vermöchte die beiden unterschiedlichen Genres noch einmal säuberlich zu trennen. Die Elite der Denker verschanzt sich in Schulen und Bibliotheken, wo sie wie eh und je ihre Sonntagsreden entwerfen. Ja, sie gestehen dem Bildschirm mittlerweile eine Ethik der Gefühle und Überzeugungen zu. Doch die Verantwortungsethik wollen sie immer noch allein dem gelehrten Diskurs vorbehalten. Doch Max Webers Modus vivendi ist wahrscheinlich unhaltbar geworden. Der Planet ist zum Fernsehdorf geworden, wo jedes Geschehen weltweit gewußt wird, sobald es irgendwo geschieht. Jetzt leiden die Leidenden an ihrem Leiden in ganz neuer Weise: ungeschützt und vor aller Welt sichtbar in ihrem Elend. Dazu kommt noch ein anderes. In Prag wurde ich Zeuge, wie das Forum der Intellektuellen in den ersten Tagen der „samtenen Revolution" drei Fernseher aufstellte, die den Passanten einen Dokumentarfilm über die Privatkliniken der Parteibosse zeigten. Die Schockwirkung ließ sich auf dem Trottoir feststellen. Die Information kam unmittelbar an. Die Zurschaustellung vom Glück der Privilegierten befeuerte ganz ungemein die Trostlosigkeit der Zukurzgekommenen.

Die umgekehrte Situation ist jedoch rätselhafter: die Faszination jener Bilder der Verzweiflung auf die, die gebannt von ferne zusehen. Wenn das Glück der einen das Unglück der anderen unerträglich macht, kann man dann davon ausgehen, daß die weltweite Ausstrahlung des Unglücks im Fernsehen ohne Einfluß auf die bleibt, denen es – noch – relativ gut geht?

Das Elend der anderen führt zur Auflösung. Ihre Schreie und Grimassen erschüttern das ruhige Gewissen. Unser „In-der-Welt-sein" ist in Unruhe geraten, unsere Vorstellung von der Welt nicht mehr das, was sie war. Ein unerwarteter Stachel dringt ein in den Kosmos unseres Glücks. Das Gleichgewicht unserer Verheißungen von Harmonie und Sicherheit ist endgültig gestört. Wir verlieren den Boden unter den Füßen. Erdbeben, Sintflut, Pest und alle Geißeln, die die Menschheit seit ihrem Beginn bedrohen, widerlegen die harmonische Vorstellung von unserem Dasein. Durch das Erdbeben zu Lissabon gab schon Voltaire den Optimismus seiner Zeitgenossen auf. Die Unzahl der verschütteten Leichen widersprach Popes Satz: „What ever is, is right." Das Leiden der Unschuldigen strafte an diesem 1. November 1755 die Botschaft von Leibniz; nichts war in Ordnung in der besten der möglichen Welten. „Tröstet mich nicht, ihr macht mein Leiden nur schlimmer. ... Elemente, Tiere, Menschen – alles befindet sich im Kriegszustand. ... Man kann nicht umhin, das Böse herrscht auf Erden." Diese Beobachtung Voltaires bestätigt nun jeden Abend die Tagesschau.

Doch der Einspruch des Unglücks beeindruckt nicht lange. Voltaire fand unverzüglich seinen Widersacher in Rousseau. Danach wiederholte er im „Candide" zwar noch einmal seinen Schreckensschrei, danach tröstete er sich jedoch schon bald wieder bei dem Gedanken, daß wohl doch ein göttliches Uhrwerk unser Chaos unauffällig lenke. Dem ironischen Pragmatiker erschien es zumindest für die einfachen Leute notwendig, an irgendeinen strafenden und belohnenden Gott zu glauben. „Es ist mir recht, daß mein Staatsanwalt, mein Schneider, mein Diener, auch meine Frau an Gott glauben. Dann kann ich mir einbilden, daß sie mich weniger bestehlen und betrügen." So pflastert der Wille zum Nichtwissen die Paradiese der friedenssüchtigen Gewissen. In Sorge um die Sicherheit unserer geistigen und sozialen Verfassung wollen wir weder sehen noch voraussehen, noch uns daran erinnern, welche Katastrophen schon geschehen sind. Unser innerer und äußerer Frieden lebt davon, daß die Gefahren, in denen wir stehen, in einem gallertartigen Dunkel bleiben. Im Glück lebende Völker scheinen keine Geschichte zu haben, weil sie sich nicht darum kümmern, was sie umgibt, sie bedrückt, gelegentlich ernsthaft gefährdet und sogar auslöscht. Sie produzieren tröstende Eliten und ein tröstendes Fernsehen.

Wer hätte sich das vorstellen können?! – So heißt es immer wieder, wenn ein Krieg ausbricht, eine Revolution ihre Eltern und Kinder frißt oder eine noch nie dagewesene Epidemie zuschlägt. Warum in der Vergangenheit herumwühlen, heißt es regelmäßig nach jeder neuen Menschheitskatastrophe. Immer von neuem wachsen die Generationen mit dem Versprechen auf, daß die

Tragödien der Vergangenheit ein für alle Mal vorbei sind. –„Niemals wieder!“ – Jede europäische Generation muß sich auf eigene Kosten ihre Wachsamkeit zwischen Gedankenlosigkeit und Gedächtnisschwund immer neu erfinden. Nun müssen wir allerdings zur Kenntnis nehmen, wie sehr die hochlöblichen Vermeidungsstrategien das Böse in sich tragen, das sie vermeiden sollen. Das Blut trocknet schnell. Die Hymne ist kaum verklungen, mit der in großer Feierlichkeit wieder einmal die endgültige Schließung des Janustempels gefeiert wurde.

In der Tradition nannte man Trost jene individuelle oder kollektive Trauerarbeit, die vom Vergangenen nur das Gute, Tragfähige und Erbauliche wissen will, das einen strahlenden Morgen erwarten läßt. Eine ähnliche Strategie in die Vergangenheit und Zukunft hinein verfolgten die Abbruch-, Aufräum-, und Rekonstruktionsarbeiten, die immerzu die westlichen Städte neu erstehen ließen. Doch Bewußtsein bildet sich schwerer als eine Ortschaft. Da genügt es nicht, die alten Viertel der Erinnerung zu schleifen, eine neue Avenue des Friedens anzulegen oder Triumphbögen der Kultur zu errichten, um den menschlichen Geist in einen Ort des Lichts zu verwandeln. Hier braucht es zu den gewohnten Verfahren der Städteplaner auch noch den Trost spiritueller Ruhepunkte: ausgewählte und freiwillige Opfer.

Ein Wolkenkratzer fliegt nicht von selbst in die Luft, um einem besser konzipierten Gebäude Platz zu machen. Mit dem Bewußtsein passiert aber genau das. Der adlige Römer Anicius Manlius Severinus Boethius verfaßt sein „Trostbuch der Philosophie“ (De consolatione philosophiae) unter der Folter und angesichts des Todes in den Kerkern Theoderichs des Großen. Das Buch schlägt den erhabensten Ton der spekulativen Meditation vom fünften Jahrhundert bis heute an. Boethius starb als christlicher Märtyrer. Seine innere Stärke verdankte er jedoch der Stoa und dem Neuplatonismus, nicht den Evangelien. Deshalb gilt er nicht als Heiliger.

Doch seit seiner „Philosophia consolationis“ gibt es eine feste Zusammengehörigkeit von Trost und Philosophie. Seitdem gehört die Trostarbeit wie ein Seziermesser zur Philosophie, mit dem von Freud und Leid dieser Welt befreit werden soll. „Was bleibt, was im ewigen Gesetz feststeht, ist die Unbeständigkeit der ganzen Schöpfung.“ Umgekehrt ist die Philosophie die Dienerin kosmischer Tröstungen. Sie vertreibt das Schwanken der Seele und führt zu einer Ordnung, deren Bote und Zeuge sie wird. „Wie glücklich wäre das Menschengeschlecht, wenn die Liebe, die den Himmel lenkt, auch die Herzen lenkte!“ In diesem Trost treten wir in eine höhere Ordnung ein, auf einem

Nicht die Versprechungen des Trostes, sondern die Erfahrungen mit den Katastrophen des Faschismus und Kommunismus haben Spanier, Deutsche und Russen Pluralismus, Toleranz und Freiheit schätzen gelehrt

Weg, den nur die Philosophie bietet. Wer ihn nicht kennt, verirrt sich wie ein herumirrender Trunkenbold. Wer ihn findet, dem gehen die Augen auf für seine Verlassenheit: „Die philosophische Muse verkündet: Zuerst werde ich versuchen, dir den Zustand, den du besser kennst, vorzustellen und zu beschreiben, damit du ihn vollkommen kennst. Dann wirst du deine Blicke in die entgegengesetzte Richtung wenden, und du kannst das Bild des wahren Glückes erkennen.“ Jede Philosophie ist zugleich Entmystifizierung, radikale und revolutionäre Kritik. Auf diesem negativen Weg steigt sie zu Gott auf. Indem ihr der Augenblick entgleitet, der stets entgleitet, gelangt sie zum höchsten Punkt der ewigen Gegenwart, die mit sich vollkommen eins ist – „dem unerforschlichen Abgrund der Gottheit“. Das heißt: zum Abgrund des Glücks.

Das Werk der Tröstung zahlt sich aus. Doch nicht zufällig, sondern notwendigerweise muß man auf diesem Weg etwas verlieren. Das kündigt die Philosophie ihrem zurückhaltenden Schüler schonungslos an: „Du hast kein Recht, dich zu beklagen.“ Du mußt auf das „jus querellae“ verzichten: das Recht zur Querele, das Recht zu hadern, zum Streit! Das Recht, dich über das Geschick zu beklagen. Leb wohl, Ödipus auf Kolones! Leb wohl, Hiob! Du mußt verlernen, das Böse zu sehen!

„Orpheus blickt auf Eurydike.“ Er sah sie, verlor sie, gab ihr den Tod. Sobald Orpheus sich dem zuwandte, was er zurückließ, entschwand das himmlische Licht, das ihn leitete. „Wer seine Augen zur Höhle des Tartarus wendet, verliert die höheren Güter, die er hatte.“ Die Prüfung des Orpheus ist exemplarisch und unerbittlich. Nur die Flucht vor dem allgegenwärtigen Bösen führt zur Bejahung einer reinen Ordnung. „Das Böse gibt es gar nicht.“ Der Bösewicht, der dieses Nichts – das Böse – will, will demnach nichts. Er kann nichts; und obwohl es anders scheint, existiert er nicht. Die tröstende Philosophie kommt zu dem Schluß: Zu glauben, das Böse zu sehen, heißt nur, daß man schlecht sieht.

Die Tröstung der Philosophie gelingt also nur in dem Maße, in dem man sie gegen das Recht zu hadern eintauscht. Wer protestiert, ist für Trost nicht empfänglich. Wo Trost mich umkleidet, verschwindet jeder Hader, und die Welt ist angenommen. Die wirkliche philosophische Bekehrung ist also eine Gratwanderung von einem Stadium zu einem anderen. Die Auseinandersetzung bleibt notwendig. Sie ist geradezu der konstituierende Ausgangspunkt des vorgeschriebenen „negativen Weges“. Doch der Streit muß aufgegeben werden. Sonst kommt kein Trost. Wo, wann, wie berühren sich diese beiden entgegengesetzten Forderungen? Erst wenn ich das Schreckliche fliehe, bin ich

DER FEUERSCHEIN TROJAS

Bewußtsein bildet sich schwerer als eine Ortschaft. Da genügt es nicht, die alten Viertel der Erinnerung zu schleifen, eine neue Avenue des Friedens anzulegen oder Triumphbögen der Kultur zu errichten, um den menschlichen Geist in einen Ort des Lichts zu verwandeln. Bewußtsein bildet sich schwerer als durch jene Rekonstruktionsarbeiten, die immerzu die westlichen Städte neu erstehen ließen

für Trost zugänglich. Und dann erkenne ich im Trost, daß es das, wovor ich fliehe, nicht, nicht mehr oder sozusagen nicht gibt.

Ist es also möglich, Wasser und Feuer zu verbinden, ohne daß das Wasser verdunstet und das Feuer erlöscht? Ja – wenn man die radikale Infragestellung gegen sich selbst wendet. Ja – wenn der Kritiker, der die Nichtigkeit benennt, die ihn umgibt, auch sich selbst für nichtig erklärt. Wenn er zugibt, daß er selbst genauso leer ist wie die Leere, die er anprangert. Marx verkündete, daß der Proletarier nichts zu verlieren habe „als seine Ketten". Über tausend Jahre nach Boethius griff er damit die unerbittliche Dialektik von Entfremdung und Opfer wieder auf: von Hader und Umkehr, vom „Nichts-Verlieren" und „Alles-Gewinnen". Es ist das verborgene Herz der philosophischen Tröstung.
Die Trostmaschine funktioniert noch immer. Sie funktioniert sogar bei Betriebsstörung. Sie funtioniert, wenn Revolutionen hoffnungslos scheitern. Sie erzeugt schon seit Jahrhunderten Verzweiflung – ebenso dauerhaft und erstickend wie der Traum von der Harmonie, der seit dem Philosophenmärtyrer keine Ruhe mehr fand.

Seit sogar Gott tot ist und sein Trost fort, tröstet uns selbst dieses Verschwinden. Wie gebannt kreisen wir immerfort in seinem hermetisch geschlossenen Teufelskreis. Wer kommt nach Marx? Nach Hitler, was? Wie soll man ohne Kirche, ohne Partei und ohne die Nation leben? Was erhebt uns noch „über alles"?

Im Mangel des Trostes genügt es, die schmerzhafte Aufmerksamkeit dem faszinierenden Schwinden des Trostes zuzuwenden, um zu vergessen, was der Trost beständig unterschlägt. – Wenn das Hauptübel ist, daß wir keinen Trost mehr haben, dann sind die früheren Übel (deren Wahrnehmung der Trost verhindern sollte) nicht mehr an der Tagesordnung. Wir bewahren philosophische Ächtung für die Notwendigkeit einer höchsten Ordnung. Der moderne Wille zur Macht wie die postmoderne Leidenschaft zur Dekonstruktion strecken ihre Waffen. Die einen halten sich für heroisch und faustisch, die anderen geben sich desillusioniert und ernüchtert. Doch beide leben von der Nekrophilie des unergründlichen Trostspendens.

Die herrschende Kultur Europas im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert war und bleibt eine Kultur des Tröstens. Wenn Sartre und so viele andere schöne Seelen angesichts der Millionen Toten des Gulag nicht aufschrien, so geschah dies aus gutem Grund. Man wollte der Arbeiterklasse nicht ihre tröstenden Utopien rauben. Die Hitleranhängerschaft Heideggers und seine nie geleugnete Treue zur „inneren Wahrheit und Größe der nationalsozialistischen Bewegung" wurde von der gleichen Quelle genährt. Man sollte nicht am deutschen Geschick und dem abendländischen (das heißt seinem eigenen) Denken verzweifeln.

Die jetzige Aufregung der Professoren im Osten zeigt das Gleiche. Marx ist tot, klagen sie. Welchem Heiligen sollen wir unsere Schüler zuführen? Welches Ideal ihnen eintrichtern? Die Klagen finden im Westen ihr Echo im Lamento der Gurus, Pädagogen und der Pharmakologen von der Psychofront, die immer neue schmerzstillende Drogen erfinden. Während die Naiven einen bloßen Kostümwechsel als das Ende der Ideologien feiern, arbeiten die Destillierkolben der Trostmaschinen voller denn je auf Ertrag.

Die europäischen Eliten glauben, daß sie das Jahrhundert genauso arglos und überheblich beenden können, wie sie es begonnen haben. Sie stellen sich gern vor, daß sie die Menschen immer noch für klare und unbestreitbare höchste Werte mobilisieren können.

Doch es gibt keine allgemeinen Bezugspunkte mehr. Der Streit ist schon lange vorbei: Wird das künftige Europa atheistisch oder religiös sein? Katholisch, orthodox oder reformiert? Von Wissenschaft oder Mystik bestimmt? Links oder rechts? Liberal, anarchistisch, sozial oder individualistisch? Nur Nebel und Sand in die Augen gibt es für jeden, der mit Europas Einheit auch noch Antworten auf letzte Fragen erwartet.

Halblaut stellt sich ein zweiter Diskurs gegen den offiziellen Moralismus ein. Die offiziellen Politiker bekennen sich nicht zu ihm, die meisten aber handeln danach. Schriftsteller und Essayisten haben den Schluß schon lange gezogen: Alles ist erlaubt. Die naiven humanistischen Ansichten vor dem Ersten Weltkrieg sind obsolet. Die großen Mordaktionen der Jahrhunderte wurden allesamt unter dem Vorwand großartiger Reden begangen – das Volk, die Rasse, Klasse, Nation, Gott oder die Menschheit sollten gerettet werden. So blieb schließlich nur noch der Nihilismus möglich. Da es kein allgemein anerkanntes Gutes gibt, gibt es nichts Schlimmeres mehr, als daß jeder macht, was er will.

Der verunsicherte Denker hat nicht mehr die Schlüssel fürs soziale oder moralische Paradies. Jetzt möbliert er unsere vollgepfropften Höllen mit dem leeren Himmel. Er gibt sich als Meisterdesillusionierer. Nur eins verlangt er noch: Man soll ihn nichts mehr fragen. Damit hat er die Antwort auf alles. Die kokette Bescheidenheit des „schwachen" und „kraftlosen" Denkers hat seinen Dekonstruktivismus zum Maß aller Dinge erho-

ben. Was bleibt im Einsturz der Ideale, jenseits von Gut und Böse? Ich, antwortet er, ich bleibe – und das ist genug.

Doch es sind zwei Ebenen, auf denen der Europäer denkt. Nach außen werden Werte hochgehalten; Wähler und Fernsehzuschauer sollen ruhiggestellt werden. Hinter den Kulissen aber wird mit den Augen gezwinkert. Man schiebt die öffentlichen Vorurteile beiseite und hält auf einen Zynismus der guten Gesellschaft. Seitdem Europa nichts glaubt, tut es so, als glaube es – und glaubt sogar zu glauben!

Der Optimismus der Wahlsonntage und der ätzende Pessimismus der Alltagslage kommen aus ein und derselben Trostkultur. Deren Hauptthese heißt: Eine einzige Sonne muß die Herzen erwärmen und die guten Absichten aller Bürger nähren, sonst geht alles bergab. Sonst verschließt sich jeder bloß in seinem Egoismus, der zur Anarchie führt. Entweder Konsens und Einmütigkeit, notfalls mit Zwang – oder Kampf aller gegen alle, bei dem der siegt, der mehr vernichtet und besser lügt. Monoideologie oder Barbarei. Ein Drittes soll es nicht geben. So wollen es die Morallehrer. Bestärkt werden sie dabei von den Lehrern der Amoral, die die endgültige Forderung des Sakrilegs zu ihrem Wahlspruch gemacht haben: Wenn die Sonne untergeht, ist alles erlaubt.

Dieser doppelte Diskurs erhält die Hoffnung der Verzweifelten und die Verzweiflung der „Hoffnungsträger". Vor allem aber lenkt er die Zweideutigkeit der europäischen Politik. Vier Jahre Krieg im ehemaligen Jugoslawien zeigen, wie sich der Optimismus der Diplomaten mit einem Versagen nach dem anderen verträgt.

Auf der Seite der Grandhotels will man das Beste. Von einer Konferenz zur nächsten geht es um Waffenstillstand. Man garantiert den Frieden sofort, endgültige Versöhnung für morgen. Auf der Seite der Realität und der Städte in Trümmern wird wieder alles zurückgenommen. Hier bestätigt man die ethnischen Säuberungen, läßt die Massaker an Zivilisten auf Gedeih oder Verderb zu, sieht ungerührt der psychischen und physischen Einkesselung von dreihunderttausend Belagerten in Sarajevo zu. Im Verein mit dem französischen Präsidenten und dem englischen Premier glaubt man sogar, einander gratulieren zu können, daß der Erste Weltkrieg nicht zurückgekommen ist. Schlußendlich ist alles ganz in Ordnung in der am wenigsten schlechten aller Welten: Wir erkennen die vollendeten Tatsachen an, nehmen die Eroberungen zur Kenntnis, segnen den großserbischen Sieg ab, ohne etwas Böses dabei zu denken. Wir feiern den Frieden des eigenen Gewissens und der bosnischen Friedhöfe.

Es ist Zeit, diesen Niedergang aufzuhalten. Es ist höchste Zeit, das „jus querellae" wieder ins Recht zu setzen und gegen die philosophische Trostverordnung Stellung zu nehmen. Es ist an der Zeit, den philosophischen Anspruch vom Hirten des Seins aufzugeben, um zur Wache des Nichts überzugehen. Zeit, das Ufer des schmerzlosen Glücks zu verlassen und der Trostlosigkeit ins Auge zu sehen. Aus dem Chaos geboren, erkennen wir mit Hesiod in uns das ewige Kind, das auf immer zu irdischen und sozialen Umwälzungen verurteilt ist. Fliehen wir nicht mehr vor dieser Situation des ständigen Neubeginns, die stets aus einer anfänglich herrschenden Notlage auflauert! Homer gab dem Westen seine Bücher, aber auch sein Licht. Jede Geschichte Europas wird vom Flammenschein Trojas beleuchtet und kämpft angesichts einer jederzeit möglichen radikalen Ausrottung.

Jede Geschichte Europas wird vom Flammenschein Trojas beleuchtet, angesichts einer jederzeit möglichen radikalen Ausrottung. Darüber ist es zu den tröstlichen Erfindungen der Philosophen gekommen. Ihre Trostmaschine funktioniert immer, sogar bei Betriebsstörung, und erzeugt schon seit Jahrhunderten Verzweiflung – jedoch nur für den, der auf das „jus querellae" verzichtet: das Recht zur Querele, das Recht zu hadern, zum Streit. Wer protestiert, ist für Trost nicht mehr empfänglich

Mit ihrer Diagnose der „Unfähigkeit zu trauern" haben Alexander und Margarete Mitscherlich Wesentliches im Nachkriegsdeutschland berührt. Doch sie hatten nicht recht, das Phänomen zu verurteilen, das sie für eine Krankheit hielten. Sie identifizierten eine gute kollektive Gesundheit mit erfolgreicher Trauerarbeit und glaubten darin Freud zu folgen. Sie waren indes, ohne es zu wissen, auf Seneca gestoßen. Seneca macht keinen Unterschied zwischen der Tröstung des einzelnen, die dem Verlust eines teuren Menschen folgt, und dem kosmischen Trost, der sich an eine Menschheit in der Verzweiflung richtet.

Gerade diese Unfähigkeit und Unmöglichkeit aber nicht mehr als Behinderung und Schwäche zu begreifen, sondern als einzige authentische und annehmbare Haltung angesichts der Trostlosigkeit schlägt in unserer Zeit Solschenizyn vor und drängt die Russen auf den Weg der Deutschen und Japaner. Denn verdanken diese beiden Besiegten des Jahres 1945 ihre strahlende Wiedergeburt nicht vor allem der radikalen Anerkennung der Tatsache, daß ihr bisheriger Weg in die Sackgasse geführt hatte?! Daß ihr Krieg Scheitern und Verbrechen war! Daß es eine heillose Katastrophe war, die gewöhnliches Trauern nicht aufheben könne. So haben nun jetzt auch die alten Sowjets die Aufgabe, die Hölle, die sie geschaffen haben und am Leben erhielten, als absoluten Fehlweg und teures Beispiel aufzudecken, das um keinen Preis der Welt wiederholt werden darf.

Der alte Kontinent ist voll abschreckender Horrorplätze. Welche Namen und Daten erinnern uns nicht daran!? Das Massengrab Verdun ist ein halbes Jahrhundert später zum Ausgangspunkt der Versöhnung von Erbfeinden geworden. Auschwitz, dieser unauslöschliche Schrecken, scheint jedesmal von neuem auf, sobald der Rassismus wieder seine Fratze zeigt. Tschernobyl gab dem System des eindimensionalen Denkens den Gnadenstoß.

DIE TÜREN ZUM ÜBERLEBEN

Wir erkennen die vollendeten Tatsachen an, nehmen die Eroberungen zur Kenntnis, segnen den großserbischen Sieg ab, ohne etwas Böses dabei zu denken. Wir feiern den Frieden des eigenen Gewissens und der bosnischen Friedhöfe

Teuer bezahlt und hart erworben versperrt die Erfahrung der Trostlosigkeit die Straße ins Schlimmere. Sie bahnt nicht den Weg ins Bessere und bringt nicht blaue Blumen zum Blühen. Sie kommt zum Wahren im Nichtfalschen. Sie zeigt das Schöne als nicht häßlich und das Gute als das, das nicht böse ist. Sie bestimmt die Ästhetik der Epoche als Konfrontation mit dem Gestaltlosen und Unerhörtem. „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang“, sagt Rilke in den Duineser Elegien.

Diese Erfahrung akzeptiert die beachtliche Grundlagenkrise, die zur Mengentheorie führt und der Mathematisierung der Welt eine neue Wendung gibt. Man findet sie wieder in der Popperschen Konzeption einer Wissenschaft, die sich in Falsifikationen fortbewegt und nicht in Verifikationen (wie dies früher geglaubt wurde im Blick auf eine immer vollkommenere Annäherung an die Wahrheit).

Die politische Ökonomie verliert im Licht der „großen Depression“ ihren Trost. Sie gibt die Illusion einer zentralisierten Programmierung auf, ohne sich auf die Garantie einer unsichtbaren Hand der Vorsehung zu berufen. Angesichts der alarmierenden Möglichkeit von Katastrophen dient sie jetzt dazu, solche zu verhindern. Das Axiom von Keynes, daß wir auf lange Sicht ohnehin alle tot sind, bestimmt alle miteinander Konkurrierenden.

Die Brüderlichkeit der Trostlosen setzt das Wissen des Nichtwissens den anmaßenden Pseudolösungen entgegen. Sie sieht in der offenkundigen Bescheidenheit des Verstandes seine Stärke. Sie begegnet uns im Auftreten der griechischen Kultur, die den Menschen von seiner unvermeidlichen individuellen und kollektiven – physischen wie geistigen – Sterblichkeit her bestimmte. Das Vorübergehende und Unsichere wurde dort zum Ausgangspunkt der Existenzbestimmung: in der Weigerung, das Leben von einem Wissen aus dem Jenseits zu beherrschen. Das verunsicherte die Dogmatiker, die Demagogen und die Zauberlehrlinge. „Ich jedenfalls weiß nicht nur nicht, ich glaube auch nicht zu wissen.“ Das Nichtwissen des Sokrates macht sich politisch schlecht bezahlt.

Der Europäer muß jedoch darauf zurückkommen, wenn er alle Kräfte im Widerstand gegen das sich bedrohlich nähernde Chaos sammeln will. Er muß es aufgeben, seine Einsichtsfähigkeit und seinen Nächsten auf dem Altar absoluter Harmonie zu opfern. Welch ein Skandal! Soll es keine strahlende Zukunft mehr geben? Was soll man dann noch den Wählern versprechen?

Doch hat der Europäer nicht ohnehin schon die Ratlosigkeit all seiner offiziellen Reden mitbekommen? Warum neigt er trotz allem der Demokratie zu? Ist er nicht intelligenter und besser als sein Großvater, dem doch an einem Rechtsstaat noch kaum gelegen war? Keineswegs. Er ist nur überreich geworden an zum Himmel schreienden Erfahrungen. Er hat am eigenen Leib lernen müssen, was es heißt, nicht in der Demokratie zu leben.

Die Erfahrungen mit Faschismus und Kommunismus haben Spanier, Deutsche und Russen Pluralismus, Toleranz und Freiheit schätzen gelehrt. Die Einigkeit darüber, was man vermeiden soll (indem man sich gegenseitig vom Schlimmsten abhält), erweist sich wirksamer als ein Konsens darüber, wozu wir uns gegenseitig überreden sollen.

Kurz: Wir haben die Neigung gewonnen, uns angesichts des drohenden Widrigen auf ein Minimum zu verständigen. Uns geht es nicht mehr um ein letztes Ziel, das doch immer nebelhaft, unbestimmt und außer Reichweite bleiben muß. Denn während das Gute unbestimmbar, vage und flüchtig bleibt, ist das Böse allezeit sonder Zahl konkret und offenkundig. Was wir brauchen, wird klar, wenn wir wissen, was das Schlimmste ist. Solange das Schreckliche existiert, ist nicht alles gleich.

Im Jahr Zweitausend muß man sich auf unsere Fähigkeit zur Unfähigkeit verlassen können. Alles wird abhängen von der hellsichtigen Weigerung zu trauern, die Kant Trostlosigkeit nennt – und die er als „unvermeidliche Folge von der vernünftigen Beurteilung“ unseres sittlichen Zustandes ansieht. Er wiederholt die Frage des Candide bei Voltaire: Wie hält man klarsichtig die Herausforderung der Trostlosigkeit aus, ohne in wilde Verzweiflung zu verfallen?

Das zwanzigste Jahrhundert hat mit seinen Blutbädern im Aufschein des Absurden im Gegenteil deutlich gemacht, daß jedes Tröstungsvorhaben scheitern muß, sei es positiv oder negativ, glaubensstark oder verzweifelt. Darüber hinaus hat das zwanzigste Jahrhundert erwiesen, daß der Imperativ zur Tröstung überhaupt künstlich ist. Also kann er auch fallengelassen werden. Das einundzwanzigste Jahrhundert wird kategorisch trostlos sein oder nicht sein. Antwort an Kant: Nicht trotz, sondern wegen der Trostlosigkeit lassen sich Hybris und wilde Verzweiflung möglicherweise doch noch beherrschen. Die Augen der Erinnerung, die das Trostlose anschauen, ohne zu blinzeln, sind die Türen zum Überleben. ○

Aus dem Französischen von Helmut Kohlenberger